San Sebastian 1978 : ein Festival für das Volk

Autor(en): **Eichenlaub, Hans M.**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Zoom-Filmberater**

Band (Jahr): **30 (1978)**

Heft 20

PDF erstellt am: **27.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-933237

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

San Sebastian 1978 – ein Festival für das Volk

Auf neuen, nicht ungefährlichen Wegen

So wie es beim Wein gute und weniger gute Jahrgänge gibt, scheint es auch beim Film fette und magere Jahre zu geben. 1978 wird aller Voraussicht nach als eher schlechtes Filmjahr in die Geschichte eingehen. Diese Feststellung ist gewiss nicht neu, nur ist das Klagelied von Berlin über Cannes und Locarno bis nach San Sebastian immer vielstimmiger geworden. Das will nun aber nicht heissen, dass sich die rund 20 Stunden Zugsfahrt nicht gelohnt hätten. Die 26. Auflage dieses traditionsreichen Festivals präsentierte in den sechs verschiedenen Programmsektionen ein äusserst vielseitiges Angebot an interessanten Filmen, auch wenn das Durchschnittsniveau der 20 Wettbewerbsfilme aus 15 Ländern ziemlich bescheiden war und richtige Höhepunkte vermissen liess.
Neben dem offiziellen Wettbewerb um die Goldene und Silberne Muschel brachte die «Seccion Informativa» Filme aus Argentinien (darunter zwei von Fernando Ezequiel Solanas), der Tschechoslowakei, den USA, Spanien, England, Russland, Mexico und Kuba, wobei einige der Titel bereits bekannt waren, so Hal Ashbys «Coming Home», Vera Chytilovas «Eva und der Apfel» oder Skolimowskis «The Shout». Der Programmteil «Nuevos Creadores» präsentierte vorwiegend Erst- und Zweitlingswerke, wobei Spanien mit rund einem Dutzend Filmen dominierte. Mit «Cine realizado por mujeres» («Von Frauen gemachtes Kino») war ein Sonderprogramm betitelt, das einen vielfältigen Überblick über die Frauenfilmszene der letzten Jahre vermittelte. Unter den 20 Titeln fand sich naturgemäss viel Bekanntes, beispielsweise von Larissa Schepitko, Marta Meszaros, Agnès Varda, Marguerite Duras, Chantal Akerman, Helke Sander und anderen. Die Retrospektive, die in San Sebastian in den letzten Jahren immer einem einzelnen Regisseur oder einem Filmland gewidmet war, trug diesmal eine vielsagende Überschrift: «Cine ausente en las ultimas decadas» («Das in den letzten Jahrzehnten abwesende Kino»). Unnötig zu sagen, dass hier mit abwesend natürlich verboten gemeint ist, und dass dieses Programm dem grossen Nachholbedürfnis der spanischen Cineasten Rechnung tragen sollte. Entsprechend zusammengewürfelt präsentierte sich auch das Programm mit Filmen von Oshima, Bellocchio, Pudowkin, Makawejew, de Sica, Buñuel, Dreyer, Welles, Dowschenko, Rosi, Leto, Ivens, Wertow, Cavani u. a. Eigentlich genau dem selben Zweck diente das letzte Programmgefäss «Expresion de las culturas nacionales» mit Filmen von Wajda, Bresson, Penn, Jancso und anderen.
Das faszinierendste an San Sebastian scheint mir momentan jedoch die eigentliche Festival-Situation zu sein. Der schon letztes Jahr in bescheidenem Rahmen begonnene Versuch, das Festival zu popularisieren, es der einheimischen Bevölkerung zugänglich zu machen, wurde dieses Jahr intensiviert. «El festival en pueblos y barrios» (Das Festival in den Dörfern und Quartieren) lautete das Stichwort und der Erfolg war überwältigend. 1977 wurden in 15 Aussenquartieren von San Sebastian Festivalfilme gezeigt, die meist von den Realisatoren oder Darstellern begleitet wurden, die sich anschliessend an die Projektion für eine Diskussion mit dem Publikum bereit hielten. Diesjahr nun wurden in 34 Kinos in den Quartieren und umliegenden Dörfern gegen 150 Vorführungen arrangiert, die insgesamt ein Publikum von 80000 Personen erreichten. Und wiederum gingen die Filmemacher mit, so beispielsweise die Jury-Mitglieder Krzysztof Zanussi und Miguel Littin, aber auch Francesco Rosi, Jerzy Skolimowski, Joris Ivens und andere. Ivens erzählte mir ganz begeistert von einer Vorführung von «Borinage» und «Terre d'Espagne» in einem kleinen Fischer-

dorf. Über 200 Leute hätten sich dichtgedrängt die beiden Filme angesehen und nachher intensiv mit ihm darüber diskutiert. Die einzigen, die diesem Popularisierungsversuch nicht unbedingt positiv gegenüberstanden, waren einzelne Vertreter der Filmwirtschaft, insbesondere Verleiher, die sich weigerten, ihre Kopien zur Verfügung zu stellen, weil sie einen zu argen Verschleiss der Kopien befürchteten.
Parallel zu diesem Versuch, mit dem Festival zum Volk zu gehen, liess sich in San Sebastian eine zweite Tendenz vermerken, die ein spanischer Journalist in der täglichen Festivalrevue als «Entkolonialisierung» bezeichnet hat: Das Festival wurde bis und mit 1976 zentral von Madrid aus dirigiert und grösstenteils auch finanziert. Erst vor rund eineinhalb Jahren hat das Kulturministerium das Festival aus den Händen gegeben und es der Stadt beziehungsweise der Region San Sebastian überlassen, mit allen finanziellen Konsequenzen versteht sich. Doch ist dies nur der eine Aspekt dieser Entkolonialisierung, der innere gewissermassen. Der äussere besteht im Versuch, sich vom starken Einfluss der Filmwirtschaft, das heisst der grossen amerikanischen Verleiher, zu befreien. Mariano Larrandia, der Sprecher der dreiköpfigen Festivalleitung, hat denn auch immer wieder betont, dieses Festival gehöre zu allererst dem Volk und erst in zweiter Linie habe es der Filmwirtschaft zu dienen. Dass hier ein nicht unproblematischer Weg eingeschlagen wird, ist auch der Festivalleitung klar. Bereits ist denn auch schon von einem Gegenfestival auf Mallorca die Rede. Und «Variety» gibt San Sebastian geringe Überlebenschancen; nostalgisch erinnert man an die sogenannt guten alten (Franco-)Zeiten. Larrandia liess sich nicht aus der Ruhe bringen: «Wenn die in Mallorca ein Festival machen, wird das nie dasselbe sein, was wir hier anstreben. Unsere Absichten könnten dadurch kaum durchkreuzt werden.» Hoffentlich behält er recht.

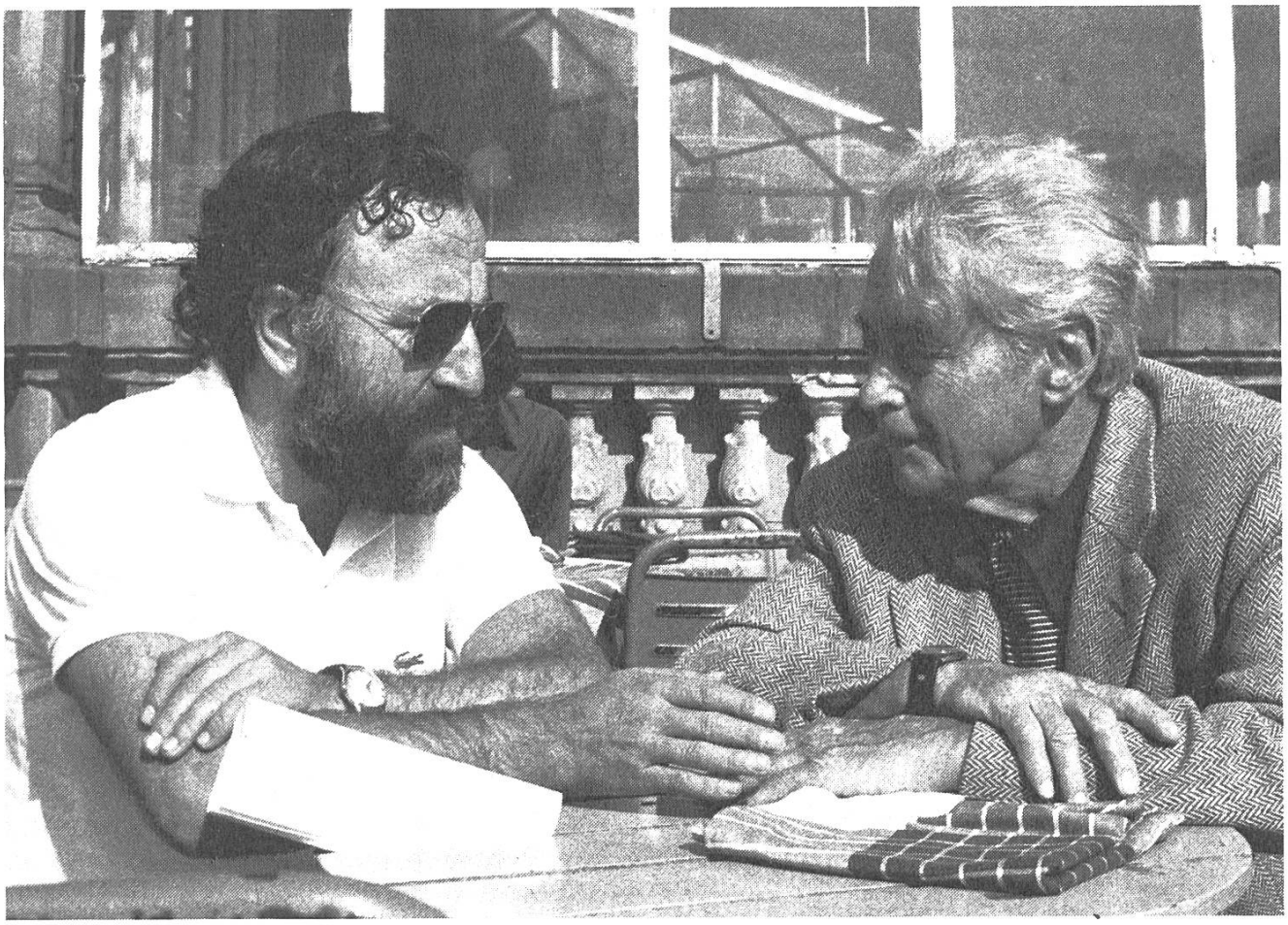
«Grossmächte» USA ...

Die Spanier mit vier und die Amerikaner mit drei Filmen (nachdem Peckinpahs «Convoy» mit etwelchen Nebengeräuschen aus FIAPF-Gründen aus dem Wettbewerb geworfen wurde) dominierten das Wettbewerbsprogramm sowohl in quantitativer wie auch qualitativer Hinsicht. Als eines der wenigen Glanzlichter wird Robert Altmans *«A Wedding»* in Erinnerung bleiben, die minutiöse Beschreibung eines Hochzeitstages von Sprösslingen zweier grossbürgerlicher amerikanischer Familien. Diese Zeremonie – laut Altman ausser dem Begräbnis das letzte intakt gebliebene bürgerliche Ritual – gibt ihm Gelegenheit, eine bestimmte Gesellschaftsschicht, einen Ausschnitt aus dem american way of life, in aller Breite zu beschreiben und zu entlarven, und zwar mit einem schier unglaublichen Mass an Humor, Spott, Ironie und beissendem Hohn. Mit den 46 (!) Hauptrollen ist «A Wedding» zu einem üppigen Gemälde geworden, dessen viele kleine Details oft etwas unterzugehen drohen. Altman hat seine spezielle Aufnahmetechnik mit gleichzeitig drei Kameras und langen Brennweiten sowie der Tonregistrierung über Funk und seine ebenso spezielle Arbeit mit den Darstellern durch extreme Improvisation noch ausgewertet. Geraldine Chaplin beispielsweise, die die Managerin der Zeremonie spielt, erzählte mir in einem Interview ganz enthusiastisch von dieser ungewöhnlichen Art zu arbeiten: «Auf dem Set hat man das Gefühl, die Technik existiere nicht. Keine störende Kamera, keine Tonleute, die einen mit dem Galgen verwirren. Da kein Drehbuch besteht, sondern nur kurze Rollencharakterisierungen, gibt Altman dem Schauspieler ein Gefühl von Stärke, von Wichtigkeit. Was ich etwa bei Carlos Saura nie könnte, frei improvisieren, gelingt bei Altman erstaunlich leicht. Es ist schon ein aussergewöhnliches Erlebnis, mit ihm arbeiten zu können.»
Unter ganz anderen Bedingungen, weitab von Hollywood als unabhängige Produktion, entstand Robert M. Youngs *«The Illegal»,* der sowohl mit der Goldenen Muschel wie auch mit dem OCIC-Preis ausgezeichnet wurde. Der durch seine menschlichen Zwischentöne beeindruckende Film schildert auf fast dokumentarische Manier das Schicksal eines jungen Mexikaners, der Frau und Kinder in Armut

zurücklässt, um schwarz in die Staaten einzuwandern. Ohne Berufs- und Sprachkenntnisse und vor allem ohne Papiere, wird er wie viele seiner Landsleute zum Freiwild extremster Ausbeutung. Young, der sich in den Sechzigerjahren als Dokumentarfilmer einen Namen gemacht und sich schon damals immer wieder Randgruppenproblemen angenommen hat, macht eindringlich auf das harte Nord-Süd-Gefälle aufmerksam und zwar an einem Ort, der Grenze zwischen den USA und Mexico, wo man sich solche Gegensätze eigentlich kaum vorgestellt hätte. Der einzige Vorwurf, den sich Young gefallen lassen muss, ist der etwas zu sentimentale Touch, mit dem er seine Geschichte erzählt.
Weit weniger kann ich mit Woody Allens erster Filmtragödie *«Interiors»* anfangen, wobei ich mir aber durchaus vorstellen kann, dass dieser Film bei uns seine überzeugten Anhänger finden wird. Das überdeutlich bergmanesk gestaltete Seelendrama zwischen einer von ihrem Mann verlassenen Mutter und deren drei erwachsenen Töchtern spielt für meinen Geschmack in einer allzu penetranten Sterilität, ohne jeden Bezug zur Aussenwelt, das heisst zur äusseren Realität der Figuren. Zugute halten muss man diesem Film allerdings die hervorragenden Schauspielerleistungen, allen voran jene von Diana Keaton. Ebensowenig wie «Interiors» vermochte mich Claude Chabrols in Canada entstandener Thriller *«Blood Relatives»* zu fesseln. Zwar ist der im heutigen Montreal handelnde Krimi um einen Mord an einem heranwachsenden Mädchen durchaus geschickt gemacht, zwar erweckt Chabrol Donald Sutherland, der in seinen letzten Filmen eher als Mumie seiner selbst wirkte, als Polizeikommissar zu einer lebendigen, glaubhaften Figur, und doch fehlt dem Film jene persönliche Signatur, die ihn zu einem grossen Werk machen würde. Weniger ausgetretene Pfade gehen da schon eher *«Utopia»,* der zweite Langspielfilm des in Paris arbeitenden Iraners Iradj Azimi, der sich in oft atmosphärisch dichten Bildern um die Identitätskrise eines Lehrers dreht, wie auch der polnische Beitrag *«Rekolekcje» (Bekenntnisse)* von Witold Leszczynski, der ebenfalls von Identitätsproblemen handelt, allerdings von zwei Künstlern, einem Kontrabassisten und einem Filmregisseur.

... und Spanien

Mit *«El asesino de Pedralbes»,* dem Porträt eines Doppelmörders, der vor der Kamera die Hintergründe seiner Tat aus dem Jahre 1974 erzählt und sich über Schuld und Sühne sowie über sein Leben im Gefängnis Gedanken macht, schuf Gonzalo Herralde zwar einen ergreifenden Film, gleichzeitig beweist er aber damit wie schon letztes Jahr mit «Raza, el espiritu de Franco» seine offensichtlichen Schwierigkeiten, Filme, die stark vom Dialog leben, auch mit Bildern «zu versehen». Ganz anders Pedro Olea, der mit *«Un hombre llamado flor de otono» (Ein Mann, Herbstblume genannt)* sehr bildkräftig in die zwanziger Jahre zurückkehrt und die Geschichte von Lluis erzählt, der als Advokat, Anarchist und Transvestit ein gefährliches Doppelleben führte. Den stärksten Eindruck unter den spanischen Wettbewerbsbeiträgen hinterliess mir jedoch *«Sonambulos» (Schlafwandler)* von Manuel Gutierrez Aragon. Wie schon in seinem vor zwei Jahren in Berlin ausgezeichneten Film «Camada Negra» nimmt er auch hier wieder direkt politische Momente – diesmal die Todesurteile von Burgos, die damals einen weltweiten Sturm der Entrüstung gegen Franco entfachten – zum Anlass seiner Geschichte, die sich in «Sonambulos» dann allerdings eher im persönlichen Bereich zwischen einigen Menschen und in ihnen drin abspielt. Im Mittelpunkt der kaum nacherzählbaren Story steht die Bibliothekarin Ana, die Mutter eines kleinen Sohnes, die im Haus ihrer Mutter lebt, in einer Familie, die nicht ganz ohne Geheimnisse ist. Die Mutter unterstützt ein geheimes Komitee gegen die Todesstrafe, ein Onkel wirkt als Theaterregisseur, weil man ihm seine Arztlizenz entzogen hat, nachdem er in einen Drogenschmuggel verwickelt war, und das alte Dienstmädchen scheint die ganze Familie in der Hand zu haben, weil sie von allen zu viel weiss. Kommt dazu, dass Ana durch ein Hirnleiden von Zeit zu Zeit von schrecklichen Anfällen geplagt wird. Ihr Onkel glaubt, sie – allerdings mit recht ob-



Jaime Camino und Joris Ivens im Gespräch in San Sebastian.

skuren Methoden – heilen zu können. Aus diesen Ingredienzen gestaltete Aragon ein schauerlich schönes Stück Kino, reich, fast überreich an offenen und versteckten Symbolen und Anspielungen. Ein Beispiel, eines der offensichtlichsten: Verschiedene Figuren essen einige Male ein Linsengericht und kommen im Gespräch zur Einsicht, dass sie seit Jahrzehnten etwas essen, das keinem von ihnen schmeckt! «Sonambulos» macht aus dem Zuschauer selbst einen Schlafwandler, der, sich durch die verschlungenen Ebenen von Realität und Visionen vortastend, Bildern begegnet, die er so schnell nicht vergisst.

Macht und Ohnmacht der Erinnerung

Der eigentliche Höhepunkt des Festivals war in der Informationssektion zu sehen: *«La vieja memoria»* von Jaime Camino, ein fast dreistündiger Dokumentarfilm, dessen Titel in seiner Vieldeutigkeit schwer übersetzbar ist. «Erinnerungen an damals» könnte man sagen, oder auch «Das alte Gedächtnis». Camino hat die wichtigsten Repräsentanten der am Bürgerkrieg beteiligten Gruppierungen – so etwa Federico Escofet, den republikanischen Polizeichef von Barcelona, Raimundo Fernandez Cuesta, einen der Gründer des spanischen Faschismus und langjährigen Minister unter Franco, Eduardo de Guzman, den anarchistischen Journalisten und Historiker, Dolores Ibarruri, die berühmte «Pasionaria», die Präsidentin der kommunistischen Partei, David Jato, einen der Gründer der Falange usw. – insgesamt 15 Personen intensiv über ihre Erinnerungen befragt. Das 30 stündige Rohmaterial verdichtete Camino in eineinhalbjähriger Montagearbeit auf zweidreiviertel Stunden. Diese Erinnerungen vom Beginn der Republik bis zum Ende des Krieges werden illustriert mit Archivaufnahmen, grösstenteils mit unbekannten Bildzeugnissen, aber auch mit

Ausschnitten aus «Terre d'Espagne» von Joris Ivens (dem Camino seinen Film gewidmet hat) sowie aus «Mourir à Madrid» von Fréderic Rossif. Durch die ungewöhnlich sorgfältige und durchdachte Montage erreichte Camino einen fliessenden, nie langweilenden Rhythmus, unterstützt durch die klug dosierte, aber markant eingesetzte Musik und den äusserst sparsamen Kommentar, sodass der Zuschauer in gewissen Sequenzen den Eindruck hat, die Protagonisten (die Camino zum Teil noch in ihren Exilaufenthalten im Ausland besuchte) wären an einem Tisch versammelt. «La vieja memoria» ist zweifellos zu einem Meisterwerk geworden, wahrscheinlich nicht zuletzt deshalb, weil Camino seine eigene Meinung zurückhielt und so den Film nicht in die eine oder andere Richtung trieb. Camino, von Haus aus Jurist und Musikprofessor, hat sich bereits in zwei Spielfilmen mit der Erinnerung an den Bürgerkrieg befasst. 1968 in «Espagna otra vez» und 1975 mit dem in Berlin mit dem Kritikerpreis bedachten Film «Las largas vacaciones del 36». Zur Macht der Erinnerung erklärte mir Jaime Camino in San Sebastian: «In ‚las largas vacaciones del 36' ging ich von der sehr subjektiven Erinnerung einiger weniger, soziologisch und geographisch klar festgelegter Personen aus, während ‚La vieja memoria' auf der ‚mémoire collective' basiert. Doch ich vertraue weder auf das individuelle noch auf das kollektive Gedächtnis. Die Leute haben Angst vor ihren Erinnerungen, und das ist verständlich. Während den 40 Jahren der Diktatur wurde das Gedächtnis brutal unterdrückt oder zum Stillstand gebracht. Man wurde gezwungen, das Gedächtnis zu blockieren und eine auf den Kopf gestellte Geschichtsauffassung zu akzeptieren. So musste man gewisse Dinge glauben, die nicht der Realität entsprachen, und damit bestand die Gefahr verfälschter Erinnerungen. Heute nun geht es darum, das durch die Angst stillgelegte Gedächtnis wiederzuerwecken, Erinnerungen freizulegen, die durch die Last des offiziellen, faschistischen Gedächtnisses zugeschüttet waren.»

Hans M. Eichenlaub

PS
Auf die weiteren spanischen Filme, vor allem der jüngeren Generation, werden wir in einer späteren Ausgabe zurückkommen.

Die Preise
Grosse Goldene Muschel: «The Illegal» von Robert M. Young, USA. Spezialpreis der Jury: «El lugar sin limites» von Arturo Ripstein, Mexiko. Premio San Sebastian für die beste weibliche Interpretation: Carol Burnett in Altmans «A Wedding». Premio San Sebastian für die beste männliche Interpretation: José Sacristan in «Un hombre llamado flor de otono» von Pedro Olea, Spanien. Silberne Muschel: «Olyan mint othon» (Wie zu hause) von Marta Meszaros, Ungarn. Silberne Muschel: «Dossier 51» von Michel Deville, Frankreich. Perla del Cantabrico für den besten Film in spanischer Sprache: «El asesino de Pedralbes» von Gonzalo Herralde, Spanien. Sowie eine Silberne Muschel für die beste Regie: Manuel Gutierrez Aragon für «Sonambulos», Spanien. – Die internationale *Jury der Filmkritiker* verlieh ihren Preis an «La vieja memoria» von Jaime Camino, Spanien, und zeichnete «Jazz Band» des Italieners Pupi Avati mit einer speziellen Erwähnung aus. – Der *OCIC-Preis* (Preis der Internationalen Katholischen Filmorganisation) schliesslich ging an «The Illegal» von Robert M. Young, USA.

«Liliput»

tv. Für das Ressort «Jugend» des Fernsehens DRS dreht die Condor-Film AG (Zürich) zurzeit in Winterthur und St. Gallen den Jugendfilm «Liliput oder Zu klein in einer grossen Welt» nach einem Buch von Werner Gröner. Regie führt Werner Gröner. Es spielen Peter Wetzler, Ettore Cella, Johannes Peyer, Janet Haufler, Daniel Kofel, Andree Tanner und Nico Tanner.